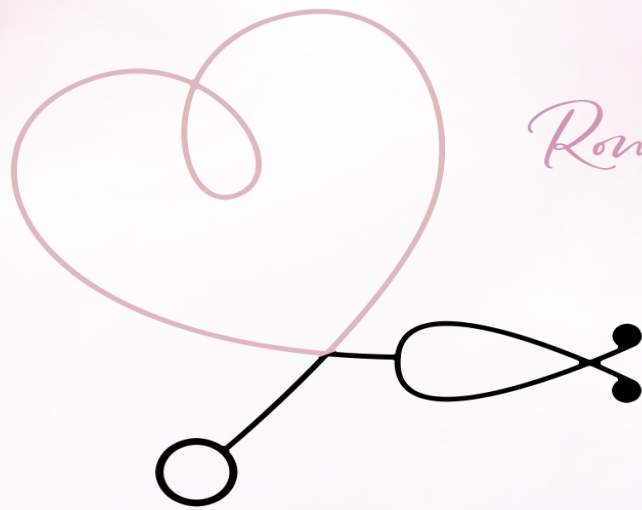




DAS  
ST. ALEX

Tagmond



*Roman*

ANNE LÜCK



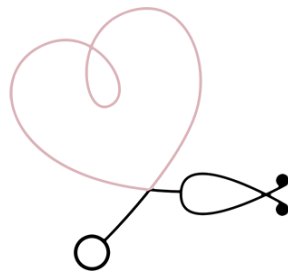
KNAUR\*

**Anne Lück**

**DAS ST. ALEX**

**Tagmond**

Roman



## Über dieses Buch

Wenn sich das Leben nicht an deine Pläne hält, vertrau der Liebe

Tessa hat für alles im Leben einen Plan: Nach der Ausbildung zur Krankenschwester will sie neben der Arbeit im Berliner St.-Alex-Krankenhaus ein Studium absolvieren und dann im Management Karriere machen. Und irgendwann ihre Jugendliebe Martin heiraten. Länger als unbedingt nötig auf der Kinderonkologie-Station zu bleiben, gehört nicht zu Tessas Plan. Auch nicht, dass das Schicksal ihres zehnjährigen Patienten Luca sie so berührt. Und schon gar nicht Beck, der planlose Rettungsassistent mit dem großen Herzen. Aber es läuft eben nicht alles im Leben nach Tessas Plan ...

# Inhaltsübersicht

**Widmung**

**Kapitel 1**

**Kapitel 2**

**Kapitel 3**

**Kapitel 4**

**Kapitel 5**

**Kapitel 6**

**Kapitel 7**

**Kapitel 8**

**Kapitel 9**

**Kapitel 10**

**Kapitel 11**

**Kapitel 12**

**Kapitel 13**

**Kapitel 14**

**Kapitel 15**

**Kapitel 16**

**Kapitel 17**

**Kapitel 18**

**Kapitel 19**

**Kapitel 20**

**Kapitel 21**

**Kapitel 22**

**Kapitel 23**

**Kapitel 24**

**Kapitel 25**

**Kapitel 26**

**Kapitel 27**

**Kapitel 28**

**Kapitel 29**

**Kapitel 30**

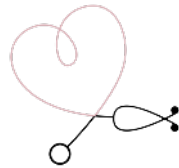
**Kapitel 31**

**Kapitel 32**

**Danksagung**

*Für Natascha, die von Anfang an dabei war, mich unterstützt und gefeiert hat - und bei der ich nicht widerstehen konnte, ihr einen Auftritt in meinem Buch zu geben. Ich bin sicher, du wirst die großartigste Ärztin für deine zukünftigen Patienten.*

# Kapitel 1



**D**ie Decke kam näher. Je länger ich den Kopf leicht in den Nacken gelegt hatte und nach oben starrte, desto sicherer war ich mir. Die graue Raufasertapete wurde vor meinen Augen dunkler, klarer, ich konnte immer mehr Details sehen. Vielleicht lag es an dem Geruch der vielen Kerzen im Raum, der mir den Kopf vernebelte. Vielleicht lag es aber auch daran, dass die Kapelle im Sankt Alex eigentlich viel zu klein war für so viele Menschen und die anderen mir den Sauerstoff wegatmeten. Nur kurz ließ ich meinen Blick über die Menge schweifen, über die Krankenschwestern, die entweder gerade im Dienst waren oder diesen für heute bereits beendet hatten, über die Ärzte in ihren Kitteln, die Psychologen und dann ... die Eltern. Sarahs Eltern. Sie standen ganz abseits, nicht wie die anderen um den kleinen runden Tisch versammelt, der in der Mitte der kleinen Kapelle stand. Ihr Vater hatte einen Arm um seine Frau gelegt und sie verschwand beinahe darin, weil sie so schmal und klein war. Noch schmaler als damals, als Sarah

auf unsere Station gekommen war. Noch blasser. Noch verzweifelter.

Ich blickte wieder nach oben und fokussierte mit den Augen die Faserung der Decke. Mein Herz raste in meiner Brust, egal, wie viele von den Lampen ich zählte. Egal, wie sehr ich versuchte, mich nur auf meinen Atem zu konzentrieren. Mein Mund war staubtrocken, meine Handinnenflächen dafür umso feuchter. *Ich kann das hier nicht.*

»Du kriegst noch eine Nackensteife, Tessa«, raunte unsere Assistenzärztin Natascha neben mir. Sie hatte sich fester in ihren Kittel gewickelt und die langen blonden Haare hinter die Ohren geschoben. Schon seit sie in den Raum gekommen war und sich neben mich gesetzt hatte, wirkte sie, als würde sie jeden Moment anfangen zu weinen.

Statt der Decke warf ich jetzt ihr einen Blick zu und verschränkte die Arme vor der Brust. »Das hier ist schrecklich«, flüsterte ich. Meine Stimme fühlte sich rau an und ich konnte den Kloß in meinem Hals nicht herunterschlucken. Jedes Mal, wenn ich durch den Raum blickte, sah ich dieses verdammte Krankenhausbett vor mir, sah die unzähligen Menschen in Kitteln um es stehen, hörte unsere Oberärztin Anweisungen brüllen und dann ...

»Ja.« Natascha riss mich mit diesem Wort aus dem Gedankenstrudel. Ich richtete meinen Blick wieder nach vorn, wo Malik gerade die erste der sieben Kerzen



auspustete. Sieben Kerzen. Sieben Kinder. Ich atmete tief durch und spürte, wie sich meine Fingernägel in meine Arme gruben, ohne dass ich es verhindern konnte.

*Vielleicht können sie mich doch versetzen*, ging es mir wieder durch den Kopf, sicher zum dritten Mal in dieser Woche. *Vielleicht verstehen sie es.*

Ich hatte mein Pflegemanagement-Studium am »Sankt Alexander-Krankenhaus für Onkologie und Palliativmedizin« erst vor ein paar Monaten begonnen, weil es der einzige Standort in Berlin und Umgebung war, der mich mit meiner geringen Arbeitserfahrung angenommen hatte. Himmel, wie sehr hatte ich mich damals über den Zulassungsbrief gefreut, was für Luftsprünge hatte ich gemacht. Immerhin strebte ich seit Beginn meiner Ausbildung zur Krankenschwester eine Karriere auf den höheren Hierarchieebenen an: Stationsleitung. Bereichsleitung. Und wenn es ging, noch weiter. Ich hatte beinahe das Gesicht von Martin vor mir, wie er mir mit diesem Lächeln, das ich früher für überheblich gehalten hatte, sagte: »Du bist zu Größerem berufen, Tessa.« Und mittlerweile hätte ich ihm zugestimmt.

Aber das hier, diese Momente – das konnte doch kein Mensch auf Dauer aushalten. Als Malik die zweite Kerze auspustete und eine Frau laut zu schluchzen begann, musste ich mich abwenden. Ich hatte die Patientin kaum gekannt und trotzdem konnte ich die Gänsehaut auf meinem ganzen Körper nicht wegreiben. Wieder kam der

Augenblick in mein Gedächtnis, als ich neben ihrem Bett gestanden hatte und der Alarm losgeschrillt war. Die furchtbaren Millisekunden, in denen ich wie erstarrt gewesen war, und dann, wie ich wie mechanisch zur Herzdruckmassage übergegangen war. Wie die Ärzte dazugekommen waren, wie es im Zimmer immer hektischer geworden war. Rufe. Durchdringendes Piepen. Und dann die Stimme der Oberärztin, die sich nach einer gefühlten Ewigkeit über alle anderen erhoben hatte: »Zeitpunkt des Todes ...« Den Kloß in meinem Hals konnte ich nicht hinunterschlucken. Ich war gerade einmal seit drei Wochen auf Station und hatte die meiste Zeit mit Malik in seinem Büro verbracht, hatte mich in die Dienstplanung einarbeiten lassen, die Aufgaben einer Stationsleitung gelernt und nur selten am Patienten gearbeitet. Ich war gut als Krankenschwester, in der Ausbildung war ich die Jahrgangsbeste gewesen. Auf der Intensivstation, auf der ich danach gelandet war, hatte ich kaum Probleme gehabt, mich einzufinden. Deshalb hatte ich schließlich nach so kurzer Zeit schon den Studienplatz bekommen.

Allerdings war meine persönliche Grenze definitiv erreicht. Die Kinder waren meine Grenze.

Malik wartete einen Moment in der Mitte der Kapelle, die Arme hinter dem Rücken verschränkt, sein Gesicht die Ruhe selbst. Es war unverkennbar, dass er im Gegensatz zu mir für diesen Job geschaffen war. Er wartete geduldig, bis das Schluchzen der Mutter neben ihm etwas abgeflacht

war, bevor er ganz ruhig vortrat, seine Brille richtete und dann den nächsten Namen auf seiner Liste vorlas: »Hannah Krüger.« Die restlichen Kerzen flackerten leicht, als er die nächste ausblies.

Natascha seufzte neben mir und ich sah sie wieder an. »Ich habe sie ein paar Tage begleitet. Akute lymphatische Leukämie. Sie war erst acht«, erklärte sie mit belegter Stimme. Sie strich die Haare wieder nach hinten, obwohl sich keine Strähne verirrt hatte, und gab ein leises Stöhnen von sich. »Gott, das hier ist echt übel.«

Ich wusste genau, was sie meinte. Es *war* übel. Ursprünglich war ich Krankenschwester geworden, um Menschen zu helfen. Das schwere Gefühl, das sich in dieser Kapelle über mich legte, das sich so erdrückend und verzweifelnd anfühlte, bestätigte mich wieder einmal in meiner Entscheidung, der Pflege den Rücken zu kehren. Ich hätte niemals für möglich gehalten, dass ich mich in einem ganz normalen Büroalltag wünschen würde, mit Jobroutine und ohne böse Überraschungen.

Die letzte Kerze erlosch und einen Moment legte sich Stille über die gesamte Menschenmenge. Eine Minute nur, aber sie fühlte sich ewig und niederschmetternd an. Als sich allmählich alle von ihren Stühlen erhoben, spürten meine Fingerkuppen die Druckstellen, die meine Nägel auf meinen Oberarmen hinterlassen hatten. Die Anspannung wich nur langsam aus meinem Körper, als ich mit Natascha an dem Tisch vorbei den Ausgang der Kapelle ansteuerte.

Wir blieben in dem weiten Flur vor der Tür stehen, und ich blickte zurück zu meiner Stationsleitung Malik, der sich noch mit leiser Stimme mit der Mutter unterhielt, die während der Gedenkstunde so laut geschluchzt hatte. Ich lehnte mich an eine der Säulen im Flur, um auf ihn zu warten, und seufzte dabei laut. Der wolkenlose Himmel, der sich durch die große Fensterfront hinter uns zeigte, passte absolut nicht mehr zu meiner Stimmung.

Natascha, die gerade dabei war, sich wieder einen hohen Zopf zu machen, sah mich fragend von der Seite an. Ihre Augen waren rot, auch wenn sie nicht geweint hatte. »Was machst du eigentlich hier, wenn du das nicht magst? Die Gedenkstunde ist doch für euch optional.«

»Der Frühdienst ist schon weg und der Spätdienst musste auf Station bleiben. Malik meinte, dass wenigstens ein paar von uns da sein sollten – und wo er hingehet, gehe ich mit.« Ich zuckte mit den Schultern, als würde es mir nichts ausmachen, aber meine Arme fühlten sich seltsam steif und wund an. Sicher sollte ich für mein Studium, sooft es ging, Malik begleiten, aber solche Termine stellte er mir immer frei. Die Alternative wäre allerdings gewesen, auf Station zu bleiben und mit dem Spätdienst zu arbeiten. Und wir hatten aktuell einige Patienten, bei denen ich mir sicher war, dass sie nächsten Monat ebenfalls eine Kerze in dieser Kapelle bekommen würden. Allein beim Gedanken daran zog sich mein Magen unangenehm zusammen.

Die Assistenzärztin musterte mich einen Augenblick lang, dann nickte sie verstehend. »Klar. Ich war auch nur wegen Hannah hier und weil ich eh im Dienst war. Das nächste Mal schicke ich definitiv wieder Louis, der kommt mit so etwas eindeutig besser klar.«

»Du hast dich doch gut gehalten«, gab ich aufmunternd zurück, doch sie winkte ab. »Ich muss wieder zurück zu Doktor Fischer, sie wollte mit mir noch ein paar Untersuchungen durchgehen. Dir einen ruhigen Feierabend heute.«

»Danke.« Ich sah ihr gedankenversunken nach, wie sie mit wehendem Kittel über die Flure des Sankt Alex in Richtung Aufzüge verschwand. Für einen Moment streifte mich kurz der Gedanke, dass ich noch in meiner Ausbildung daran gedacht hatte, auch irgendwann Medizin zu studieren. Ärztin zu werden. Jetzt fühlte sich dieser Gedanke so weit weg an, beinahe als hätte ich ihn in einem völlig anderen Leben gehabt.

»Alles in Ordnung?«

Ich riss erschrocken den Kopf zu Malik herum, der in diesem Moment aus der Kapelle getreten war und sanft lächelte. Obwohl er den gleichen magentaroten Kasack trug wie ich, wirkte er darin irgendwie professioneller. Vielleicht lag es an seiner besonnenen Art. An seinem sanften Blick. Oder daran, dass er um einiges größer war als ich. »Entschuldige, ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Alles gut, ich war nur in Gedanken.« Ich ließ die Hände in die großen Taschen meines Kasacks sinken und folgte ihm zum Zwischengang des Krankenhauses, der den Palliativtrakt mit dem der Onkologie verband. Im Licht der durch die Glasfronten scheinenden letzten Sonnenstrahlen des Tages sah er müde aus. Heute entsprach sein Gesicht tatsächlich mal seinem Alter. Ich erinnerte mich noch genau, als ich ihn das erste Mal getroffen und gedacht hatte, dass dieser Mann auf keinen Fall vierzig sein konnte. Oder Stationsleitung. Er hatte so jung und dynamisch gewirkt, sein Lächeln so verschmitzt und die Art zu reden so ungeheuer lustig und entspannt. So war Malik auch immer noch, aber heute wirkten seine dunklen Augen erschöpft und seine bronzefarbene Haut etwas grau.

»Es ist besonders schlimm, wenn man die Kinder und ihre Eltern schon seit Jahren begleitet«, erklärte er mit einem schwachen Lächeln, weil er meinen durchdringenden Blick wohl bemerkt hatte.

»Vielleicht brauchst du auch mal wieder Urlaub«, gab ich zurück und drückte den Knopf des Aufzugs. »Wann war der letzte? Vor vier Monaten? Fünf?« Normalerweise redete ich mit den Stationsleitungen nicht so salopp, aber ich wusste, dass man das mit Malik konnte. Dass er es sogar begrüßte. Sein breiter werdendes Lächeln bestätigte das. »Fünfeinhalb. Sei nicht so frech.« Er trat vor mir in den Aufzug und blickte mich von der Seite an, als die Türen sich vor uns schlossen.

»Wir schauen nur noch schnell, ob der Spätdienst uns noch braucht, dann kannst du gern gehen. Ich muss mich noch einmal an den Dienstplan setzen.«

»Ich kann dir dabei helfen.«

»Auf keinen Fall. Du bist diese Woche fast jeden Tag länger geblieben und hast Papierkram für mich erledigt, du gehst heute pünktlich nach Hause.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Wenn du meinst.« Unbedingt unglücklich war ich nicht darüber, nach Hause zu kommen. Aber ich mochte Malik und wollte ihn gern unterstützen, bevor er sich noch irgendwann in ein Burn-out arbeitete. Auf der anderen Seite war er ein erwachsener Mann und wusste wahrscheinlich, was er tat.

Die Kinderonkologie lag im obersten Stockwerk. Als wir aus dem Aufzug traten und auf die große Milchglastür zuliefen, drehte sich Malik wieder zu mir um. »Morgen nehme ich dich endlich mit zur Leitungsrunde. Es wird Zeit, dein Einsatz bei uns läuft schließlich schon seit ein paar Wochen.« Er fuhr sich durch die schwarzen Haare und grinste jugenhaft.

»Ja, das wäre toll«, gab ich zurück, auch wenn sich bei seinen Worten ein schlechtes Gewissen in mir ausbreitete. Der Gedanke, der Kinderonkologie den Rücken zu kehren und mich woandershin versetzen zu lassen, war in meinem Kopf so präsent wie noch nie. Tatsächlich würde es mir aber leidtun, nicht mehr mit Malik zusammenzuarbeiten. In meiner Ausbildung hatte ich schon Stationsleitungen

kennengelernt, die wesentlich weniger erträglich waren als er, und ich wusste schließlich nicht, wohin es mich verschlagen würde. Außerdem wusste ich, dass Malik sich tatsächlich eine stellvertretende Stationsleitung wünschte. Er hatte schon ein paar Mal scherzhaft durchblicken lassen, dass er mich vielleicht nach meinem Einsatz einfach nicht mehr gehen lassen würde.

Nicole kam uns schon entgegen, da waren wir kaum durch die Tür auf Station getreten. Ihr ganzes Gesicht wirkte genervt, was ein ungewohntes Bild war. Eigentlich war die Schwester mit den kurzen grün-schwarzen Haaren immer gut gelaunt, wenn sie Spätdienst machen musste. Heute sprang ihr die miese Laune schon aus dem Gesicht, bevor sie den Mund aufmachte: »Luca Albrecht ist hier. Er sollte ja eigentlich ins Zimmer zwei, aber da das erste jetzt auch frei ist, würde ich ihm lieber das zuweisen. Das ist näher am Stationsstützpunkt. Wäre das okay für dich?«

Während Malik mit ihr das Für und Wider abwägte, glitt mein Blick den Flur entlang zu dem Jungen, der auf der niedrigen Bank vor der Glasfront saß. Er war dick in einen Anorak gewickelt und sein Blick sah noch düsterer aus als der von Nicole. So jung er auch wirkte, ich hätte mich nicht gewundert, wenn er jede Sekunde eine Prügelei angefangen hätte. Seine Hände waren auf seinem Schoß zu Fäusten geballt und seine ganze Haltung war auf Abwehr geschaltet. Auf »Lasst mich in Ruhe und keinem passiert etwas«.



Ich hatte schon von Luca Albrecht gehört. Das hatte wahrscheinlich jeder in diesem Krankenhaus. Er war auf dieser Station eine lebende Legende, und seit die anderen Schwestern wussten, dass er wiederkommen würde, wurde darüber gestritten, wer ihn übernehmen musste, was mich bereits ab der ersten Sekunde schrecklich wütend gemacht hatte. Ich wusste eigentlich nur, dass er seit frühester Kindheit im Heim lebte, und das war mir eigentlich schon Information genug. Ja, anscheinend war er immer mies gelaunt, anscheinend hatte er oft einen sehr respektlosen Umgangston mit den Pflegerinnen, anscheinend hatte er eine eher aggressive Grundstimmung. Aber ich kannte Kinder wie ihn. Kinder, die seit Jahren im System festhingen, die niemanden hatten und nur wussten, dass sie irgendwie auf sich selbst aufpassen mussten. Und seine Prognose war auch einfach niederschmetternd. Lungenkrebs. Zum dritten Mal im Rezidiv. Eine Heilung war mittlerweile eher unwahrscheinlich. Die Chemozyklen, die er vor sich hatte, würden schrecklich werden. Ob er wohl wusste, wie es um ihn stand?

Gerade hob er den Gameboy, den er in der Hand hielt, hoch und zeigte das Display dem Rettungssanitäter, der neben ihm stand. Seine Miene änderte sich kaum, aber ich sah die Wolken in seinen Augen, die ich schon so oft an anderen gesehen hatte - und wie sie sich für eine Sekunde etwas lichteten.

»Gut«, sagte Nicole gerade seufzend. Sie winkte mir kurz, wünschte mir einen schönen Feierabend und ging dann zu Luca, der sofort den Blick hob und ihr düster entgegensah. Beinahe, als würde er ihr jeden Moment ins Gesicht springen. Die beiden unterhielten sich sehr knapp. Dann, ganz plötzlich, blickte er zu mir, runzelte die Stirn und deutete auf mich, als wäre ich ein ekliger Käfer, der auf seinem frisch geputzten Fenster saß. Nicole sah über ihre Schulter, bevor sie ihm mit einem verkniffenen Lächeln antwortete: »Das ist Tessa, sie macht ein Praktikum hier auf Station.« Ihr war selbst auf die Entfernung anzumerken, dass sie das Gespräch am liebsten so kurz wie möglich halten wollte, und ich spürte, wie sich mein gesamter Körper verkrampfte.

Luca starrte mich mit unverhohlenem Misstrauen an, als wäre er sich sicher, dass ich ihm Böses wollte. Aber ich sah immer noch nur die Wolken in seinen Augen. Die Augen, die schon so viel gesehen und erduldet hatten, dass mir ganz flau im Magen wurde. Ich bemühte mich um ein Lächeln und hob grüßend die Hand, und damit hatte Luca wohl nicht gerechnet. Seine Augen weiteten sich ein wenig und dann brach er den Blickkontakt schnell ab. Starrte auf seinen Gameboy und ignorierte mich. Diese Reaktion brachte auch den Rettungssanitäter dazu, überrascht aufzusehen. Einen Moment kreuzten sich unsere Blicke und mir fuhr durch den Kopf, dass ich ihn schon einmal gesehen hatte - ich konnte mich nur nicht daran erinnern, wann und

wo. Als er mir ebenfalls zulächelte, war es, als würde in seinem Gesicht ein Licht angeknipst werden. Seine dunklen, fast schwarzen Augen, die kleinen Lachfältchen darum, seine Grübchen, alles an ihm schien zu leuchten. Zu strahlen. Ich hielt die Luft an, ohne es zu merken.

»Tessa?«

Ich fuhr etwas irritiert zu Malik herum, der ein süffisantes Lächeln aufgesetzt hatte. »Bist du geistig wieder anwesend?«

»Klar«, gab ich zurück, konnte mir einen weiteren Blick in Richtung der beiden Stationsbesucher aber nicht verkneifen. Der Rettungssanitäter hatte gerade Lucas Tasche aufgenommen und folgte dem Jungen und Nicole ins Zimmer. Aber auch er drehte sich noch einmal um, sah mich noch einmal kurz an, diesmal abwartend, abschätzend.

»Wie vorhin besprochen, kannst du gerne nach Hause gehen. Es ist relativ ruhig hier und der Spätdienst braucht gerade keine Unterstützung.« Malik verschränkte die Arme hinter dem Rücken, wie er es schon in der Kapelle getan hatte, und folgte meinem Blick. Glücklicherweise interpretierte er ihn falsch. »Du wirst Luca morgen näher kennenlernen. Ich bin gespannt, wie gut ihr miteinander klarkommen werdet.«

Ich grinste, auch ein wenig um die Irritation in mir abzuschütteln, die der kurze Blickkontakt zwischen dem Rettungsassistenten und mir gerade in mir ausgelöst hatte.

»Aye, aye, Chef. Mach nicht mehr so lange«, gab ich zurück.

Malik lächelte erneut. »Mal sehen.«

Wir verabschiedeten uns und ich verließ die Station zu den Umkleiden der Mitarbeiter. Es fühlte sich herrlich an, endlich aus der Bereichskleidung zu schlüpfen, wieder zurück in mein eng anliegendes Kleid und den eleganten Wintermantel. Den Pferdeschwanz zu lösen, bis meine blonden Haare wieder auf die Schultern fielen. Wie ein Befreiungsschlag. Ich schnappte meine Tasche und spürte, wie sich meine Stimmung langsam hob, während ich die Umkleide verließ und zum Aufzug ging. Endlich raus aus dem Krankenhaus, an die frische, wenn auch schneidend kalte Winterluft.

Es war nicht viel los auf dem Platz vor dem Sankt Alex, nur ein paar Besucher tummelten sich am Eingang. Da der Leitungsdienst später anfang als der Frühdienst und länger ging, waren kaum noch Pfleger zu sehen, die ihren Feierabend einläuteten.

Ich kramte in der Tasche nach meinem Handy, während ich zum Parkplatz lief. Drei Nachrichten. Die erste war von meiner Mutter und bereits ein paar Tage alt – ich hatte sie noch nicht geöffnet und es auch jetzt nicht vor. Eine andere war von Nela, dass ihre Nachmittagsvorlesungen ausgefallen waren, und die letzte von Martin. Ich wusste bereits, was darin stehen würde, bevor ich sie überflog.

»Komme heute später nach Hause. Chef verlangt Überstunden.«

Ich antwortete gar nicht erst, sondern ließ das Handy wieder in meine Tasche gleiten. Es würde mittlerweile mehr Sinn ergeben, wenn er mir an Tagen schrieb, an denen er pünktlich nach Hause kam.

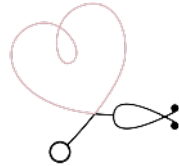
Meine gute Laune konnte mir das trotzdem nicht nehmen, als ich endlich mein Auto erreichte – in erster Reihe geparkt, weil ich Maliks Parkplatz benutzen durfte. Er kam im Winter lieber mit der Bahn, weil er nicht gern bei Schnee und Eis fuhr. Ich ließ mich auf den Fahrersitz fallen, warf die Tasche achtlos auf die Beifahrerseite und stellte das Radio an. Der Moderator kündigte ein nasskaltes Novemberende an, bevor ein Popsong startete. Ich summte leise mit, während ich ausparkte und endlich das Gelände des Sankt Alex verlassen konnte.

Weil Malik mich eher hatte gehen lassen, kam ich nicht in den Feierabendverkehr, der in Berlin wirklich die Hölle war, und schaffte es in unter fünfzehn Minuten nach Charlottenburg. Zwischen den hohen, wunderschönen Altbauten, die die Straße einrahmten, begann ich endlich, mich zu entspannen. Mein Antrag auf Stationswechsel war bereits ausgefüllt. Zwar hatte ich ihn Malik noch nicht auf den Schreibtisch gelegt und es würde mich einige Überwindung kosten, es zu tun – aber ich wusste, dass ich es jeden Moment tun konnte. Dass es mich nur ein wenig

Überwindung kosten würde, meine Lage zu ändern. Und das würde ich bald in Angriff nehmen.

*Ich schaffe das*, ermutigte ich mich selbst, bevor ich endlich in die Straße unserer Wohnung einbog.

## Kapitel 2



**S**chon als ich in den Hausflur mit den hohen, edel wirkenden Steinwänden trat, erfüllte mich ein angenehmes Kribbeln. Wie schon vorhin bei der Arbeit hob ich den Blick, doch jetzt sah ich statt einer Raufasertapete eine wunderschöne verputzte Decke, die typisch für die hochwertigen Altbauwohnungen in Charlottenburg war. Ein Lächeln trat auf mein Gesicht und ich machte mich auf den Weg nach oben. Ein Nachteil daran, wenn man in einem so geschichtsträchtigen Gebäude wohnte: Sie hatten in der Regel keinen Aufzug. Auch unsere Wohnung nicht. Doch selbst jetzt, wo ich völlig erschöpft von der Arbeit kam und die Treppenstufen hochschnaubte, konnte ich nicht wirklich etwas Negatives daran finden. Dafür freute ich mich immer noch zu sehr darüber, hier wohnen zu können.

Martin und ich waren erst vor etwas über zwei Jahren hergezogen – ich aus dem Schwesternwohnheim, er aus der Wohnung seiner Familie. Als ich im ersten Stock an der Tür vorbeilief, hinter der seine Mutter wahrscheinlich gerade die Nase in ein altes Fotobuch steckte, entfuhr mir gegen

meinen Willen ein Seufzen. Sehr weit war mein über alles geschätzter Freund nicht von ihr weggekommen. Aber bei der Wohnung, die wir hier bekommen hatten, würde ich sicher einen Teufel tun und mich darüber beschweren, dass meine Schwiegermutter, wie ich sie liebevoll trotz dem fehlenden Ring an meinem Finger nannte, nur ein Stockwerk von uns entfernt war. Zumal sie eigentlich herzensgut war, wenngleich auch manchmal ein wenig übergriffig. Aber wieder kein Grund für Beschwerden, wenn man das Gesamtbild betrachtete.

In der zweiten Etage steckte ich meinen Schlüssel in die Tür und in dem Moment, in dem sie aufschwang, entfuhr mir ein zutiefst zufriedenes Seufzen. Noch als ich die Schuhe ordentlich auf dem dafür vorgesehenen Abtreter abstellte und meinen Mantel an den Haken hängte, glitt mein Blick durch die Wohnung. War es normal, dass man auch nach zwei Jahren noch so verliebt war in einen Ort? In die hohen Wände, die bodentiefen Fenster und das offene Raumkonzept, das alles noch viel größer erscheinen ließ? Die hochwertigen Möbel, die teure Deko, die edlen Vorhänge? Die geschwungene Treppe, die in das halbe offene Obergeschoss führte, in dem nur ein gemütlicher Sessel und dahinter ein wandausfüllendes Bücherregal standen?

Vielleicht lag es daran, dass ich in meiner Jugend nie so viel Platz gehabt hatte. Nie so viele Dinge, die nur mir gehörten und auf die niemand sonst Anspruch erhob. Und



vor allem nie das Geld für das alles. Aber ich konnte nicht anders, als mich mit einem breiten Grinsen in dem offenen Wohnzimmer zu drehen, die Arme ausgebreitet. Den sonnendurchfluteten Raum zu genießen, den Geruch nach Freiheit und Leder und ... Tomatensoße?

Ich stoppte so abrupt in der Bewegung ab, dass ich beinahe auf dem hellen Parkett ausgerutscht wäre. Noch einmal reckte ich meine Nase ein wenig in die Luft, schnupperte, und dann sanken meine Schultern ein. Tomatensoße, ganz eindeutig. Und auch ganz eindeutig nach dem alten Rennig-Familienrezept, denn ich konnte die Paprika und den Zimt herausriechen. Niemand sonst kochte so etwas, außer ...

»Marion?« Ich versuchte, meine Stimme nicht genervt klingen zu lassen, als ich das Wohnzimmer durchquerte und einen Blick in die Küche warf. Natürlich, sie war es. Stand mit einer Selbstverständlichkeit am Herd und rührte in einem dampfenden Topf, eine Hand in die Hüfte gestützt und einen Oldie summend. Sie trug sogar die lächerliche Kochschürze, die Martin mir mal aus Spaß geschenkt, die ich aber noch nie getragen hatte. Jetzt blickte sie überrascht über ihre Schulter und strahlte mich an, als hätte sie überhaupt nicht mit mir gerechnet, in meiner eigenen verdammten Wohnung. »Theresa, Liebes, wie schön, dass du zu Hause bist. Ich habe für euch gekocht!«

»Das sehe ich«, gab ich zurück und lehnte mich mit vor der Brust verschränkten Armen an den Türrahmen. »Hat

Martin dich darum gebeten? Hat er schon keine Lust mehr auf meine Kochkünste?« Das wäre eigentlich gar nicht so abwegig. Ich konnte überhaupt nicht kochen, außer vielleicht die Klassiker wie Pfannkuchen oder Rührei.

Marion lachte und spritzte dabei etwas von der Familiensoße an die Wand hinter ihr. Ich spürte, wie ein Nerv in meiner Stirn zu zucken begann. »Nein, natürlich nicht. Ich habe mich unten in der Wohnung so einsam gefühlt, weil Nela heute so lange Uni hat. Und da dachte ich, dass ich euch ja eine kleine Freude bereiten und für euch kochen kann.«

*So viel zum Thema Übergriffigkeit.* Innerlich fluchte ich auf Martin, weil er ihr bereits zu unserem Einzug einen Wohnungsschlüssel gegeben hatte mit den Worten, dass sie natürlich immer willkommen war. Was war das nur mit Männern und ihren Müttern? So gern ich Marion hatte, aber solche Aktionen waren ein absolutes No-Go. Es gab Tage, da freute ich mich natürlich darüber, wenn sie kochte, aber es gab eben auch solche wie heute, wo ich einfach nur in Ruhe meine Füße hochlegen wollte. Der Tag war verdammt lang und anstrengend gewesen und ich wollte die Stille meiner eigenen vier Wände genießen.

»Das wäre doch nicht nötig gewesen«, versuchte ich es so sanft wie möglich.

»Ach, das macht doch keinen Umstand, Liebes.«

»Du musst trotzdem nicht ständig für uns kochen.«

Obwohl ich einen energischen Unterton in meine Stimme

legte, schien sie den Wink mit dem Zaunpfahl nicht zu verstehen. Sie lächelte mich nur wohlwollend an. »Du kannst ja schon mal den Tisch decken.«

Ich stöhnte innerlich und beschloss, mich meinem Schicksal einfach zu ergeben. So schnell wurde ich meine Schwiegermutter sowieso nicht mehr los. »Es sind nur wir beide zu Hause«, erklärte ich müde, als ich in den Schrank über der Spüle griff, um Teller rauszuholen.

Marion sah mich überrascht an. »Arbeitet Martin wieder länger?«

»Wie so ziemlich jeden Abend.«

Sie schüttelte etwas entrüstet den Kopf. »Ich hoffe wirklich, dass er auf einen großen Urlaub für euch beide spart, so wenig wie ihr euch in letzter Zeit seht.«

Ich wusste genau, dass sie eigentlich sich beide meinte, brummte aber trotzdem nur zustimmend. Das war noch eins der Themen, über die ich nicht reden wollte. Nicht mit ihr. Vor allem, weil es mich tatsächlich mehr störte, als ich vor Marion je zugegeben hätte. Nach kurzem Zögern nahm ich trotzdem drei Teller aus dem Schrank. Selbst wenn Martin nicht kam – und das konnte man in den letzten Wochen wirklich nie genau sagen –, würden Marion und ich sicher nicht allein bleiben.

Beim Decken des Tisches in unserem Essbereich gegenüber der Küche ließ ich mir besonders viel Zeit, um nicht noch einmal zurückzumüssen. Sie war viel zu gut gelaunt, viel zu redselig für meinen momentanen

Gemütszustand. Obwohl ich Hunger hatte, wollte ich mich eigentlich nur auf meinem Lesesessel zusammenrollen, statt ein Familienabendessen mit Marion über mich ergehen zu lassen. Und wie sie die gleichen Fragen wie immer stellte: *Bist du immer noch in dem kleinen, süßen Krankenhaus? Wann gehst du zurück an die Charité? Wie laufen die Prüfungen? Weißt du schon, wo du als Stationsleitung arbeiten willst?* Ja, Marion. Hoffentlich bald, Marion. Ganz gut, Marion. Nein, Marion.

Ich stöhnte bei dem Gedanken an das Gespräch und meine Schwiegermutter rief aus der Küche ein »Hast du was gesagt, Tessa?«.

»Nur, dass ich mich aufs Essen freue«, gab ich schnell zurück. Immerhin mein Magen würde das tun.

Zum Glück klingelte es in diesem Moment an der Tür. Erleichtert durchquerte ich das Wohnzimmer und schlitterte schon beinahe in den Flur. Als ich öffnete, stand, wie vermutet, Martins Schwester Nela vor der Tür. Ihre braunen Haare standen wild von ihrem Kopf ab, als hätte sie sich gerade erst eine Mütze vom Kopf gerissen, und die Wangen unter ihren dunklen Augen waren leicht gerötet von der Kälte draußen. »Ist meine Mutter hier?«, wisperte sie mit strengem Unterton.

Ich ließ mich gegen den Rahmen sinken. »Ich wollte nur Feierabend. In meinem Lesesessel. Meinen Stress in Rotwein ertränken.«

»Tut mir leid«, sagte Nela leise und holte eine Flasche hinter ihrem Rücken vor. »Für Letzteres kann ich zumindest sorgen. Und dafür, dass sie nicht allzu lange bleibt.«

»Du bist die Beste!« Grinsend nahm ich die Weinflasche entgegen und bat Nela nach drinnen. Sie kickte sofort die Schuhe von den Füßen und brüllte durch die Wohnung: »Ma, ist das dein Ernst, dass du schon wieder in die Wohnung von Martin und Tessa einbrichst, ohne sie vorher zu fragen?«

»Ich bin nicht eingebrochen!«, brüllte Marion zurück.

Nela verdrehte die Augen und ich musste kichern. Ja, danke dir Gott für die jüngere Schwester meines Freundes, für ihr loses Mundwerk und die Tatsache, dass sie manchmal die Einzige war, die mir in dieser verrückten Familie den Rücken stärkte.

»Wir bleiben höchstens eine Stunde!«, rief sie in diesem Moment. »Tessa muss sich irgendwann auch mal von der Arbeit erholen.«

Wer erzog hier eigentlich wen?

Nela nickte mir verschwörerisch zu und steuerte sofort die Vitrine mit den Weingläsern im Wohnzimmer an. Im Gegensatz zu Marion machte es mir gar nichts aus, dass Nela sich hier so gut auskannte und sich wie zu Hause fühlte. Tausendmal lieber sie, die wenigstens Wein mitbrachte und nicht bis in die Puppen blieb.

»Wie war die Uni?«, fragte ich, während ich mich auf einen der Stühle im Esszimmer fallen ließ.

Sie verdrehte die Augen und goss sich das Weinglas noch einen Tick voller als das, was sie mir über den Tisch schob. »Erinnerst du dich an diese Winnie, von der ich dir erzählt habe? Meine Mitstudentin mit den sechs Kindern, die immer ein bisschen seltsam riecht?«

Als ich nickte, ließ sie sich mir gegenüber auf den Stuhl fallen und stöhnte. »Sie hat anscheinend beschlossen, dass wir jetzt beide beste Freunde sind und immer nebeneinandersitzen und alle Gruppenarbeiten zusammen erledigen. Jetzt hat sie uns ein Projekt aufgebrummt, für das ich ihr die nächsten acht Wochen nicht mehr aus dem Weg gehen kann.« Mit den Lippen formte sie ein gequältes HILFE, bevor sie einen großen Schluck vom Wein nahm.

Ich stützte mich auf meine Hand und nippte ebenfalls an meinem Glas. »Du nimmst doch sonst kein Blatt vor den Mund - wieso sagst du ihr nicht einfach, dass du nicht mir ihr arbeiten willst?«

Nela winkte ab. »Weil auch niemand sonst mit ihr arbeiten wollen würde. Ich bin die Einzige, die sich überhaupt mit ihr unterhält, weil sie jedem immer gleich ihre sicher gut gemeinten, aber absolut nicht gefragten Ratschläge erteilt und jeden Lebensstil kritisiert. Aber wenn sie ganz allein ist, tut sie mir auch leid. Mann, meine verdammte soziale Ader.«